Spielhagen. Faust und Nathan. 1867

Faust und Nathan.

Ein Vortrag

gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins

am 13. Dezember 1866

von

Friedrich Spielhagen.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1867.

Faust und Nathan.

Ein Vortrag

gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins

am 13. December 1866

von

Friedrich Spielhagen.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1867.

In dem Allerheiligsten des Tempels deutscher Poesie begegnen dem Neophyten zwei Gestalten, deren Anblick sein junges Herz mit schauernder Ehrfurcht und doch auch wieder mit einem Entzücken erfüllt, wie er es nie vorher gekannt, geahnt; zwei Gestalten, vor denen alle Andern, die dem Jünger bis dahin als die höchsten galten, in den Hintergrund treten, um fortan, nicht als einzige, aber als unbestritten erste, seine Begleiter durch das Leben zu sein: diese beiden Gestalten sind: Faust und Nathan.

Und in der That: keines der Ideale, die des Dichters Auge schaute, kann sich mit Jenen messen, nicht der geharnischte Wallenstein, nicht der biedere Götz, nicht der wackre Tell, und welchen klangvollen Namen eines anerkannten Lieblings der Nation man sonst noch nennen möchte: sie Alle umfließt nicht die Hoheit und der Glanz, der von Jenen ausstrahlt; es haftet ihnen gleichsam noch etwas von der Prosa der Wirklichkeit an; auf keinen Fall sind sie im Stande, so ganz, wie Jene, unsre Phantasie zu bezaubern, unser Gemüth in seiner tiefsten Tiefe aufzuregen, unsre Seele zu erfüllen.

Ich kenne nur eine Gestalt der Poesie, die jenen beiden, in Hinsicht der Genialität der Erfindung und der Unermeßlichkeit des geistigen Gehaltes gleich käme: Hamlet, der aber wieder seine innige Verwandtschaft mit seinem deutschen Doppelgänger nicht verleugnen kann.

Faust und Nathan!

Ich nannte und nenne den Faust zuerst, vorläufig deshalb, weil wohl Jeder von uns den Schwärmer früher als den Weisen kennen lernte. Wohl für Jeden von uns gab es eine Zeit, wo uns der Faust wie ein vielgeliebter älterer Bruder war, der Alles schon in seinem edlen Herzen erfahren und erduldet hatte, was wir selbst mit neugierigem Grausen zu erfahren, zu erdulden wünschten, hofften, ja vielleicht — in jugendlicher Eitelkeit! — bereits erfahren, erduldet zu haben wähnten. — Ein Bruder, selbst ein älterer, war uns Nathan nie. Er schritt an unsrer Seite wie ein Vater, ein Lehrer — ein sehr-geliebter Vater, dessen reinem Wandel wir nacheifern; ein tief verehrter Lehrer, dessen milder Weisheit wir andachtsvoll lauschen, bis einst der hochbeglückte Tag kommt, wo der Vater uns an das Herz drückt und uns Freund nennt, wo der Lehrer uns in die Arme schließt und uns sagt, daß wir fortan Schüler nicht mehr heißen sollen, heißen dürfen.

Faust und Nathan! Wie verschieden, wie grundverschieden ist die Art der Wirkung, die sie auf uns ausüben, und wie gleich, wie vollkommen gleich die Höhe der Wirkung, die Macht, mit der sie uns fesseln, halten, so daß wir kaum ein poetisches Werk neben sie, keines über sie stellen können. Ja und noch mehr! nicht blos, daß zwei so grundverschiedene Dichtungen wie der Faust, den man mit

Fug und Recht die Tragödie der Tragödien nennen kann, und der Nathan, dem Schiller nur noch wenig an einer Komödie zu fehlen schien, sich in der Allgewalt ihrer Wirkung ebenbürtig sind — es muß auch noch irgendwie eine Wahlverwandtschaft gewiß nicht des Stoffes und der Behandlung, aber vielleicht der tiefsten Tiefe ihrer Idee — stattfinden, welche bewirkt, daß wir kaum den einen Namen nennen können, ohne daß der andre mit anklingt.

Wenn Sie, verehrte Anwesende, nur mit mir versuchen wollen, dem Geheimniß dieser Verwandtschaft auf die Spur zu kommen, so denken Sie, ich bitte, wenn von dem Faust die Rede ist, nur imme an den ersten Theil der Tragödie. Ich werde Ihnen die Gründe hernach nicht vorenthalten; für jetzt lassen Sie uns, das Wunder des herrlichen Zusammenklanges noch wunderbarer zu machen, den Unterschied, ja den vollkommnen Gegensatz, der zwischen den beiden Dichtungen zu bestehen scheint, scharf in's Auge fassen.

Ist es doch, als ob, ehe noch hier oder dort ein Wort gesprochen ist, wenn der Vorhang nur eben in die Höhe geht, die bloße Andeutung der Scenerie ein für allemal den Fundamental-Unterschied fixirte: „Erster Aufzug, erster Auftritt: Flur in Nathan's Hause. Nathan von der Reise kommend". — Ein luftiger orientalischer Flur, in welchem jedenfalls ein Springbrunn geplätschert hat; der Hausherr von der Reise kommend, und von welcher Reise?

„Hab' ich denn", fragt Nathan, „eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Ist von Jerusalem, wie ich den Weg
Seitab, bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zweihundert Meilen."

Babylon, Jerusalem! Der Jordan, der Euphrat und der Tigris! und im Hintergrunde Indien und der Ganges! Der gelbe Wüstensand, aber auch die Wunder des Orients; der heiße Samum vielleicht, gewiß aber der frische Wind, der mit weit ausgespannten Schwingen über das Sandmeer streicht — und Sonnenschein, unendlicher Sonnenschein, den die Seele trinkt, bis sie ganz davon erfüllt ist. Die Seele mit diesem goldnen Schein erfüllt, seine ganze Erscheinung noch von diesem goldnen Schein umflossen — so tritt der muthige, rastlose Kaufmann, wie er eben vom Kameel oder Roß gestiegen, in den springbrunndurchplätscherten Flur seines Hauses.

Und nun geht der Vorhang abermals in die Höhe. „Nacht. In einem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer Faust unruhig auf seinem Sessel". Armer Faust! Auch er kommt von einer Reise, von einer langen Reise durch viele hunderte von philosophischen, juristischen, medicinischen und leider auch theologischen Scharteken; an Staub hat es nicht gefehlt, aber es war Bücherstaub; statt der Himmelsdecke über seinem Haupte die hohe Wölbung seines engen Zimmers; statt des Windes, der durch Rosengärten von Damaskus oder über die weite Wüste weht, die dumpfe, eingeschlossene Luft zwischen feuchten Mauern und der betäubende Duft modernden Papiers. Und da sitzt er nun, unruhig auf seinem Sessel, mit heißer Stirn und fiebernden Schläfen, und flucht seinem Kerker, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht", und schmachtet darnach, sich in dem Thau des Mondes von allem Wissensqualm gesund zu baden.

So ist der erste Blick in diese beiden Welten, verschieden wie

Tag und Nacht, wie Süd und Nord, Occident und Orient; und wie sich auch das Bild erweitert und wie auch die Scenerie wechselt, es bleibt der melancholisch-nächtige Hintergrund hier, der sonnig lachende dort. Im Faust das nebelverdüsterte Deutschland des sechszehnten Jahrhunderts mit seiner „Straßen quetschender Enge, seiner Kirchen ehrwürdiger Nacht“, aus der wir höchstens einmal auf einem Spaziergange in das glanzlose Licht eines nordischen Frühlingstages gebracht werden. Sonst Alles eng und bürgerlich beschränkt, wie Margarethens Stübchen und Martha's Gärtchen: dumpf und beklommen, wie die Luft in Auerbachs Keller, oder des Kerkers, wo das arme Gretchen auf ihrem Stroh mit den Ketten rasselt. Niemals ein Blick in das große historische Leben, auf das überall die Perspective im Nathan so herzerquickend deutet: in unmittelbarer Nähe des Auferstandenen Grab, und weiter: die luftigen Häuser, die Prachtpaläste, die goldnen Tempel von Jerusalem, von Jerusalem, wo sich in diesem Augenblick der Occident und der Orient in einem ungeheuren weltgeschichtlichen Kampf begegnen, der nur eben erst durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochen ist. Und über Jerusalem herrschend auf seinem Throne, den er der Schneide seines guten Schwertes verdankt, der mächtige Saladin. Andre glänzendst historische Namen klingen an unser Ohr; Friedrich Barbarossa, Richard mit dem Löwenherz! So ist Alles schön, prächtig und reich, luftig und weit; durch das ganze Gedicht wandelt man unter Palmen. Wenn man im Faust fortwährend aus der Ferne das dumpfe Geläute der Glocken zu vernehmen glaubt, zwischen deren Bimm und Bamm dem alten Faust das Leben wie „ein verschollener Traum“ zu liegen scheint, ist der Nathan gleichsam durchhellt von jenem melodischen Ruf, der in der rosigen Morgendämmerung von

den Minarets herab durch das Schweigen orientalischer Städte tönt: Alla—hu—akbar: Gott ist groß!

Wenn schon so bei dem ersten flüchtigen Blick Licht und Schatten so ungleich auf die beiden Bilder vertheilt ist, vertieft sich dieser Eindruck noch, sobald wir das Auge von dem Hintergrund und der Scenerie auf die handelnden Personen im Vordergrunde werfen. Verstatten Sie mir, diese Personen, in etwas willkürlicher Reihenfolge, an Ihnen vorüberzuführen; und wäre es auch nur um zu sehen, wie sich so allbekannte und allgeliebte Gestalten ausnehmen, wenn man sie, zu zwei und zwei dicht nebeneinander, unter denselben Gesichtswinkel stellt.

Für Saladin und Sittah im Nathan, die fürstlichen Geschwister, giebt es keine Pendants im Faust. Ihresgleichen hätte dort keine Stelle. In einer Stadt und einem Staat, wo die Saladins herrschen, die nur ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert zu haben brauchen, um eine Welt in Waffen nicht zu fürchten, gedeihen Faustsche Träumer nicht. Unter den Saladin's treiben die Fauste Finanzwissenschaft und Staatsökonomie, oder gürten das Schwert um, steigen auf's Roß und lüften sich die beklommene Brust im Gefechte. — Und Sittah, Du Verständige, Gute, Du hättest gewiß mit Deinen klugen Augen, die so ruhig blicken und so weit tragen, das arme Gretchen noch zur rechten Zeit auf ihrem Kerkerstroh entdeckt; hättest ihr die Fesseln abgenommen, hättest sie an dein Herz gezogen, ihr die Thränen von den gramesdüstern Augen geküßt; sie gebeten, Deine Schwester zu sein; ihr gesagt, daß sie es sein dürfe — trotz alledem.

Armes Gretchen — sie fand keine kluge, liebevolle Sittah zur rechten Zeit, wie die glücklichere Recha, glücklicher ach! in jeder Be-

ziehung. Nur in Jugend, Schönheit und Herzensgüte sind sich die lieben Kinder gleich; damit endet aber auch die Aehnlichkeit. Armut dort, mit allen ihren Gefahren, — Reichthum hier mit allen seinen Vortheilen; dem armen deutschen Bürgermädchen eine gute, aber wohl sicherlich beschränkte, von Vorurtheilen, Aberglauben befangene Mutter, — der reichen Orientalin ein Vater, den alles Volk den Weisen nennt. Und die Tochter ist des Vaters treffliche Schülerin!

„Mein Vater", spricht sie einmal, „wenn ich irr',
Ihr wißt, ich irre
Nicht gern."

Und ein andermal zu Daja:

„Was that er Dir, der Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit Deines Landes Unkraut — oder Blumen
So gern zu mischen."

Auch Recha ist keine Buchgelehrte. Was sie weiß, weiß sie allein aus ihres Vaters Munde, und könnte bei dem Meisten auch noch sagen, wie? wo? warum? er sie's gelehrt; aber wie klar sind ihre Begriffe, wie scharf ist ihr Verstand, wie zierlich weiß sie die Worte zu setzen, wie gewandt zu disputiren! Gretchen ist tief befangen in ihrem Kirchenglauben; der Skepsis des Geliebten hat sie nichts gegenüberzustellen, als ihr: „Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben". Recha ist frei von jedem Dogma; ihr ist die Lehre tröstlich, „daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt"; und als sie sich in der fieberhaften Erregung nach einer Scene, wo es sich um Tod und Leben handelte, von Daja hat bereden lassen, in einem Menschen ein überirdisches Wesen zu sehen, kommt sie sehr bald zur Besinnung; schämt sich im

Herzen vor ihrem Vater „der Posse", und nennt sich selber „eine Närrin". Wie characteristisch ist es für das geistvolle Judenmädchen, daß sie sich mit dem leis erreglichen Gefühl hochgebildeter Naturen so schnell hinreißen läßt, dann aber auch eben so schnell wieder zur Besinnung kommt. Ob der Dichter, indem er Recha's Schwärmerei für den Tempelherrn sich so bald abkühlen läßt, nur die Absicht gehabt hat, der glücklich-leichten Lösung des Verhältnisses zwischen den jungen Leuten, die sich hernach als Geschwister umarmen sollen, vorzuarbeiten — bleibe hier dahingestellt. Jedenfalls müssen wir ihm dafür Dank wissen und jedenfalls kann der Gegensatz zwischen dieser kühlen Recha-Liebe und der heißen Leidenschaft Gretchens nicht größer sein. Ja, um so größer ist dieser Gegensatz, als das naive, unreflectirende Gretchen sich erst allmälig in diese Leidenschaft hineinsingt und sinnt und träumt, bis dann freilich ihre Seele davon erfüllt ist, wie ein Thautropfen vom Sonnenschein, bis sie dann ihr Alles an diese leidenschaftliche Liebe setzt und in dieser allesverschlingenden, maßlosen Leidenschaft zu Grunde geht.

Recha und Gretchen ähneln sich ungefähr so weit, wie sich die Brüder: der Tempelherr und Valentin ähneln. Es ist etwas Kurzangebundenes, Gerades, Kriegsmännisches in Beiden, aber der Eine ist ein Herrensohn und Soldat des stolzen Ordens der Templer, der, wie er es gewagt hat, den mächtigen Sultan Saladin zu bekriegen, auch vor den Sultan, wie vor seines Gleichen, tritt, ohne das stolze Auge niederzuschlagen; der Andre, der Bürgerssohn, ist freilich auch „Soldat", aber für wen und gegen wen er kämpft, hat der Dichter nicht für nöthig erachtet, uns mitzutheilen. Es kommt auch wenig darauf an, weß Brot der Landsknecht gegessen und weß Lied er gesungen hat! Aber unter dem Lederkoller schlägt ein gar

heißes Herz, das ihn als den echten Bruder Gretchens ausweist; ein Herz, das in seiner rauhen Liebe sich auch kein Maß zu finden weiß. Freilich ist er nur ihr Bruder, doch könnte er, Hamlet's Worte umkehrend, von sich sagen: Ich liebte Gretchen; vierzigtausend Liebhaber mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten nicht meine Summ' erreicht. Aber Sagen und Reden ist gar nicht seine Sache. Das heiße Herz mit Gram und Scham und Zorn füllen bis an den Rand; auf der menschenleeren Gasse schildern vor der unglücklichen Schwester Thür; vom Leder ziehen, wenn der vermaledeite Rattenfänger naht, und das Leben frisch in die Schanze schlagen, wenn nicht für der Schwester Ehre, so doch für die eigne — das ist seine Natur und sein Schicksal und damit stirbt er „als Soldat und brav". Gretchen konnte keinen andern Bruder haben als den Valentin.

Aber auch Recha wird mit ihrem Bruder zufrieden gewesen sein. Auch sie ähneln sich in mehr als einer Hinsicht. In Beiden das aufrichtige, ehrliche Streben nach dem Wahren; in Beiden der Drang, sich über die wichtigen Fragen klar zu werden. Der Tempelherr hat einen weiten historischen Blick; er ist reich an philosophischen Aperçüs; das berühmte Wort: „es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten" ist aus seinem Munde. Der Tropfen Melancholie in seinem Blut wird unter dem heitern Himmel Palästinas wohl ganz verschwinden; in Nathan's Gesellschaft wird er lernen, weniger leicht aufzubrausen, und wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß sein Ausruf, als er in der Geliebten die Schwester entdeckt: „Ihr gebt mir mehr, als ihr mir nehmt, unendlich mehr!" nicht ernstlich gemeint ist. Sonderbar! hier verwandelt sich der Liebhaber ohne große Herzenskämpfe in den Bruder, während dort die Liebe zur

Schwester sich im Bruder fast zur Höhe der Liebesleidenschaft steigert, und er in dieser Liebe, durch diese Liebe, wie ein unglücklich Liebender von der Hand des Nebenbuhlers, seinen Tod findet!

Ein anderes Paar: Al Hafi, der Derwisch und Wagner, der Famulus! Lächeln Sie nicht über diese Zusammenstellung; ich will Ihnen das tertium comparationis: den Vergleichungspunkt nicht schuldig bleiben. Ja: es giebt solcher Punkte mehrere. Zuerst: sie sind die Gesellschafter und bis zu einem gewissen Punkt auch die Freunde und Vertrauten der Helden. Nathan wird mit Al Hafi annähernd so viele Partieen Schach gespielt, als Faust mit Wagner schweinsledergebundene grundgelehrte Tröster gelesen, und zwischendurch philosophische Gespräche geführt haben. Das aber wäre nur eine äußerliche Aehnlichkeit, eine Aehnlichkeit des Verhältnisses, der Situation. Der andre Punkt ist wichtiger: Sie sind beide in ihrer Art Fanatiker: Al Hafi der Freiheit, Wagner der Gelehrsamkeit. Wagner klebt an dem Pünktchen über dem **i**, Al Hafi gilt das Zeichen gar nichts, nur auf die Sache kommt es ihm an. Wagner schmachtet nach Büchern und vergräbt sich dazu in sein Museum, Al Hafi nach Menschen, die er nur am Ganges finden zu können glaubt. Ja, sie sind, jeder in seiner Art, Pedanten: dem gelehrten Wagner ist die Natur viel zu natürlich: er realisirt zuletzt seinen Begriff vom Menschen in dem Homunculus der Phiole; dem Freigeist Al Hafi dagegen ist die Natur noch immer nicht natürlich genug; er will den Menschen, den Urmenschen, den er nicht zu haben glaubt, so lange ihm noch der letzte Fetzen des Bettlerkleides sein nacktes Ideal bedeckt.

Daja und Martha! gegen dies Doppelbild wird Niemand von Ihnen Einspruch erheben, und doch! wie bitter Unrecht thut man im

Grunde der guten Daja, wenn man sie in die Gesellschaft der Martha bringt! Martha hat zu lange in Winkelgäßchen gelebt und zu oft mit den Gevatterinnen am Brunnen geschwatzt, die man auf dem einen von Kaulbach's Gretchenbildern durch den Mauerbogen sieht; Daja ist eine reinliche Natur, ja, ich fürchte, eine von denen, welche den Anderen mit ihrer Akkuratesse manchmal recht unbequem werden können. Selbst ihre Sucht, Recha bekehren zu wollen, beweist nichts gegen die Güte ihres Herzens: im Gegentheil!

. . Die arme Frau, ...
Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen.

In Martha's Signalement befindet sich von der Hand Jemandes, der sich darauf verstehen muß, eine besondere Bemerkung über ihre Auserlesenheit zu einem gewissen Wesen, die ihren guten Ruf für immer untergraben hat; in Betreff Daja's darf man sich nicht an die unüberlegten Aeußerungen des mißgestimmten Tempelherrn halten. Für sie spricht zweierlei: einmal, daß ihr der „weise" Nathan einen großen Theil der Erziehung seines geliebten Kindes übergeben konnte, und zweitens, daß die kluge, scharfsinnige Recha ihr so von Herzen zugethan ist, sie hundertmal ihre „liebe" Daja, „gute" Daja und nur einmal ihre „gute, böse" Daja nennt. Mit diesen beiden Zeugnissen in ihrem Dienstbuche wird sie ja wohl die Stelle im Himmel, auf die sie so eifrig reflektirt, sicher bekommen haben.

Nun aber kommen wir zu den eigentlichen Vertretern des bösen Princips in den beiden Gedichten. Wenn es mit der lichten Natur des Nathan, die sich bis hierher so ungezwungen herausstellte, auch fernerhin seine Richtigkeit haben soll, so wird man wohl schon von vornherein annehmen dürfen, daß dem Bösen nicht allzu viel Macht wird eingeräumt sein, und in der That läßt sich mit dem Patriarchen

schon noch fertig werden. Zwar verächtlich scheint mir dieser Mann durchaus nicht. Es umwittert ihn ein sehr bedenklicher Duft von verbrannten Ketzern und den Schauergewölben eines Gefängnisses der heiligen Inquisition. Ich möchte ihn bei Leibe nicht als Vorsitzenden in einem Hexenprozesse sehen, den würdigen Patriarchen; oder als Anführer in einer Judenhetze, wenn er mit hocherhobenem Crucifix dem mord- und beutegierigen Pöbel seinen Segen ertheilt und Absolution für alle noch zu begehenden Gräuel und Sünden! Was kann der brave Mann dafür, daß er hier nicht so recht an seiner Stelle ist, daß er die Ellenbogen nicht frei hat, daß es ihm an dem nöthigen Raum zu einer großen Aktion fehlt! Freilich, er sollte klüger sein; er sollte sein Programm, daß der Jude unter allen Umständen zu verbrennen sei, nicht gar so einförmig wiederholen; er sollte zu Vollstreckern seines Willens, zu Spionen sich geschicktere Werkzeuge wählen, als den treuherzigen Klosterbruder mit seiner selig machenden Einfalt; aber wenn er klüger wäre, so wäre er eben nicht — was er in diesem sonnigen Gedichte nur sein kann — eine dunkle Wolke, die einzige dunkle Wolke an einem wonnig blauen Himmel, die der erste frische Wind, der von Osten kommt, spurlos verweht.

Im „Faust" verweht die dunkle Wolke nicht, sie breitet die Rabenschwingen breiter und breiter, bis am Himmel der letzte Hoffnungsschimmer verschwindet und unter dem schwarzen Schleier, der sie bedeckt, die Welt stumm liegt wie das Grab. Kommt, Herr Patriarch, der Ihr doch, Alles in Allem, nur ein ganz gewöhnlicher Bösewicht seid, und sehet, wie es der Böse, wie es Mephisto treibt. Lernet von ihm die grinsende Frechheit, dem Herrn in's Angesicht zu sagen, daß seine Schöpfung Stümperwerk sei; lernet von ihm, wie man es anfängt, den Geist von seinem Urquell abzuziehen; lerne

von ihm die Dialectik der Sünde, und die tausendundein Gründe, mit denen man dem Menschen den Abfall von dem Guten, Wahren, Schönen plausibel macht! Lernet von ihm, wie man dem Denker in's Ohr raunt, daß sein Wissen Stückwerk, und dem Poeten, daß sein Dichten nur Kribskrabs der Imagination; wie man dem eifrigen Docenten einbläst, daß er das Beste, was er weiß, dem Buben ja doch nicht sagen dürfe, und wie man dem wissenshungrigen Schüler einen Stein statt des Brotes reicht! Lernet von ihm, in einer edlen Seele die Flamme der Begier entzünden, und wie man die unheilige Flamme durch Hexentränke künstlich unterhält! Lernet, wie man das arme Opfer, wenn es sich aus diesem „Wust der Raserei" heraus sehnt, mit der Unschuld selber ködert, wie man „das Püppchen knetet und zurichtet", und wenn es dann winselnd auf dem Kerkerstroh liegt, zähnefletschend spricht: „sie ist die erste nicht!" Wenn du das Alles kannst, dann darfst du, wie der Mephisto im „Faust", dich am Schluß in der ganzen furchtbaren Majestät des Bösen erheben, und mit einem donnernden „Her zu mir!" dein Opfer in die Hölle schleudern!

Und nun nahen sie selbst, die Helden der beiden wunderbaren Gedichte. Wenn ich doch das Geheimniß verstünde, mit Worten zu malen, die Bilder der beiden Helden Zug für Zug zu malen, wie sie oft zu mir gekommen sind in stiller, nächtiger Stunde! Stolzer Mann du, mit der gedankenschweren Stirn und dem düster lodernden Feuer in den schönen überwachten Augen! und du Anderer, der du sinnend das schon ergrauende Haupt zur Erde neigst, und es dann hebst, um lächelnd mich in deine Augen blicken zu lassen, aus deren seelenvoller Tiefe ein ganzer Himmel von Weisheit und Güte mir entgegenstrahlt!

Giebt es im ganzen Umfange der Poesie zwei Gestalten, die ein so gleicher, bestrickender Zauber umflösse, und die doch in Allem: in jedem Gedanken, der durch ihre Seele zieht, in jedem Gefühl, das ihr Herz erfüllt, in jedem Wort, das aus ihrem Munde geht, in jeder Miene, in jedem Blick, in Haltung und Bewegung so verschieden wären! Der Eine immerdar, wie es dem Kenner der Menschen und dem Handelsmanne ziemt, vorsichtig in Thaten und in Worten, die Schlinge merkend, die man ihm stellt, und mit kluger Gewandtheit sich aus der Schlinge ziehend, für die geliebte Wahrheit selbst nur dann mit Leib und Leben eintretend, „wenn's nöthig ist und nützt"; der Andere, weder seine Thaten noch seine Worte überlegend, zum bedenklichsten Handel bereit, wenn ihn die Leidenschaft treibt, blind in die furchtbarsten Schlingen rennend, ja sich geflissentlich verblendend, betäubend; Jener ein feiner Weltmann, die Breite des Lebens mit großem Blick überschauend; Dieser, ohne heitere Lebensart, ein irrer Fremdling in dieser Welt; Jener, so weise er ist, oder gerade weil er weise ist, gütig und nachsichtig selbst gegen einen Wirrkopf, wie Al Hafi selbst gegen die redselige Einfalt des Klosterbruders; Dieser als geborener Prinz von Genieland, mit einem Fußtritt souveränster Verachtung die talentlose Mittelmäßigkeit eines Wagner von sich schleudernd; Jener in keuscher Demuth sich der Thaten freuend, die der gottergebene Mensch sich abgewinnen kann; Dieser der Geduld fluchend, die seinen Wahnsinn noch in Schranken hielt.

Und hier in dieser straffsten Spannung der Gegensätze liegt genau der Berührungs- und Vereinigungspunkt. Diese beiden Dramen, die in jeder Beziehung: in Gegenstand und Personen, in Stimmung und Haltung, in Behandlung und Sprache: durch eine Weltweite getrennt zu sein scheinen, liegen doch ganz nahe bei einander, gehören

in ihrem tiefsten Grunde zusammen, wie der Schmetterling zur Chrysalide, die Antwort zur Frage gehört. Im „Faust“ wird das Räthsel aufgegeben, im „Nathan“ wird es gelöst.

Es mag anmaßlich klingen und dennoch muß ich es aussprechen: die Deutung des „Faust“ ist mir nie so schwierig erschienen, wie man von gewissen Seiten mit mysteriöser Miene zu behaupten liebt: ich meine natürlich nicht die Deutung der Einzelnheiten, wo der Erklärer, besonders des zweiten Theils, manchmal auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, sondern die Deutung des Ganzen und Großen aus der Idee heraus.

Es ist das alte, das uralte Lied, das erklungen ist, seitdem sich die Pforte des Paradieses hinter den Menschen schloß, d. h. so lange Menschensinn gedacht, Menschenherzen gefühlt und Menschenzungen gesprochen haben: die uralte in allen Mund- und Tonarten wiederholte, bald mit dumpfen Grollen gemurmelte, bald in wildem Aufschrei hervorgeheulte Klage, deren Text ewig war nnd ewig sein wird, daß „dem Menschen nichts Vollkommenes ward“. Noch hat kein Dichter von auch nur einiger Tiefe den Griffel aus der Hand gelegt, ohne diese Klage in eine mehr oder weniger beredte Formel gebracht zu haben; ja was sage ich! noch ist kein Mensch, der bis zu den Jahren der Erkenntniß gelebt hätte, gestorben, ohne einmal gewünscht zu haben, er wäre nie geboren.

Die Incongruenz unseres Wollens und unseres Vermögens, der Ueberschuß von Regungen, Strebungen, Kräften, die nie zum Ziele, nie zur Verwerthung kommen, die Leichtigkeit, mit der die Gedanken beisammen wohnen, und die Schwere, mit der die Sachen im Raume einander stoßen, die Unbedingtheit der Phantasie und die scharfe Begrenzung der Wirklichkeit — alle diese Mißverhältnisse, welche in dem

Haushalt der Menschheit ihre Erklärung und somit ihre Berechtigung finden — erzeugen in dem Individuum, momentan oder dauernd, jene Stimmung, die wir, nachdem der „Faust" einmal geschrieben ist, ein für allemal als faustisch bezeichnen.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, näher auf die Faustsage einzugehen, historisch zu deduciren, wie gerade in dem Zeitalter der Reformation, der Zeit der trotzigen Erhebung des Individuums gegen das starre Schema, die alte Sage eine neue, originelle Gestalt annehmen, und warum in dieser Periode, welche die Lösung des Räthsels noch nicht gefunden, die Erhebung des Individuums als Ueberhebung und Teufelswerk angesehn werden mußte, genau so, wie die Revolution der Bauern als Teufelswerk verschrieen und mit Feuer und Schwert unterdrückt wurde. Auch ist es meine Absicht nicht, Sie mit einer Analyse des Verhältnisses, in welchem der Göthe'sche Faust zu der Faustsage steht, zu behelligen — uns genügt es hier, in dem „Faust" den höchsten Ausdruck jenes Schmerzes zu sehen, den das Individuum, das in sich eine kleine Welt zu tragen und aus sich erzeugen zu können glaubt, in der großen Welt empfindet, in welcher das Einzelne dem Allgemeinen rücksichtslos geopfert wird; jenes Schmerzes, den man deshalb in zwiefacher Hinsicht Weltschmerz füglich nennen kann. Dieser Weltschmerz ist so unselig, daß Mephisto vollkommen recht hat, wenn er behauptet, Faust müßte doch zu Grunde gehen, und „hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben". Im moralischen Sinne ist diese Unseligkeit eben selbst die Hölle, und deßhalb ist auch folgerecht die poetische Personification dieser höllischen Unseligkeit, Mephisto, der stete Begleiter des Faust. Ein Faust ohne Mephisto, d. h. ein beruhigter, nicht mehr leidender, und deshalb leiden-

schaftsloser Faust ist eine contradictio in adjecto, ein Messer ohne Klinge.

Ich will nicht sagen, daß der Faust des zweiten Theils dieses Messer ohne Klinge ist; dennoch hat die Nation recht gehabt, wenn sie sich von vornherein ablehnend gegen diesen zweiten Theil verhielt. Daß das Faustthum eine beliebig lange Reihe von Phasen durchlaufen kann — welcher Einsichtige möchte das in Abrede stellen? aber welcher Einsichtige würde nicht fordern, daß der Dichter jede dieser Phasen mit derselben Wärme, derselben Plastik schildere, und vor allem Faust aber er selbst bleibe. Und das ist es eben, was man am zweiten Theil des Faust vermißt. Der Faust des zweiten Theils ist

. . . . der Flüchtling nicht — der Unbehauste —
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.

Der Faust, der am Hofe eines schattenhaften Kaisers „entschieden gebietende Attitüden mit dem Schlüssel macht“ — wenn es auch bei Leibe kein Kammerherrnschlüssel ist —, der Faust, der diesem Schattenkaiser einen andern Schattenkaiser bekriegen hilft, und mit einer schattenhaften Helena zierliche Verslein spintisirt — das ist der alte, echte Faust nicht mehr, das ist nur noch Faust's Schatten — ja manchmal kaum noch das.

Und freilich war es ein sonderbares Mißgeschick, daß auf die verhältnißmäßig am leichtesten darzustellende Phase des Faustseins: auf den einsamen Grübler, dem es plötzlich einfällt, den Bücherstaub mit dem Becher der Lust hinunterzuspülen, der Löwenantheil von des Dichters besten Jahren und schöpferischer Kraft gekommen war, und daß, im natürlichen Lauf der Dinge, diese Kraft in demselben Maße

abnahm, als die Schwierigkeit der Aufgabe sich steigerte. Jetzt galt es, den Konflikt aus dem unumschränkten Aether der Abstraction, oder den Maulwurfsgängen der Liebesleidenschaft hinaus zu tragen auf den Markt des Lebens, der ewig von der Frage um Mein und Dein wiederhallt, wo die Ansprüche, die der Einzelne an das Ganze machen zu können glaubt und macht, auf einer furchtbar genauen Wage gewogen, und, wenn man sie zu leicht befindet, unerbittlich verworfen werden. Wir finden es consequent, daß der Dichter den Helden in dem Momente, wo er im Begriffe ist, sich mit dem früher so tief beklagten „ungewissen Menschenloos" auszusöhnen, wo er, mit dem ersten Schritt in das große praktische Leben anfängt, an dem verhaßten Dasein gleichsam Geschmack zu finden, sterben läßt, und, mit Accommodation an die Faustsage, der er folgte, und die eine andere Lösung nicht zuließ, die Rettung von Faust's Seele jenseits des Grabes in einen mystisch-katholischen Himmel verlegt. Wie aber nun, wenn kein Pakt mit der Hölle den zur Besinnung gekommenen Faust zu sterben zwingt, und wenn er nicht als Greis, erblindet, an der Schwelle des Grabes zur Besinnung kommt, sondern in der Vollkraft seines Lebens, auf der Höhe seiner Kraft und Wirksamkeit — was dann? welche andre Wendung kann dann eine große, schöne, mit den Keimen zu allen Tugenden ausgestattete Seele, wie die des Faust doch ist, nehmen, als die Wendung zum wahrhaft Guten, Schönen, zum Wohlthun, zur Hilfsbereitschaft, zur Bruderliebe? Und das heißt, in die Sprache der Poesie übersetzt, nichts Anderes, als: Aus dem Faust wird ein Nathan.

„Vom Himmel durch die Welt zur Hölle; aus der Hölle durch die Welt zum Himmel!"

Folgen wir jetzt der aufsteigenden Linie. Sie ist in Wirklichkeit

zwar der unendlich schwierigere, mühevollere, für die rückschauende Betrachtung aber bei weitem übersichtlichere Theil des Weges.

Es hat mich immer Wunder genommen, wie man sich darüber wundern konnte, daß der Dichter gerade einen Juden zum Hauptträger der Idee seines Gedichtes machte. Ich möchte sagen, wenn *der* Held der Novelle des Boccaz, die für Lessing bekanntlich das Motiv zu seinem Nathan wurde, auch nicht ein Jude gewesen wäre, und wenn er auch nicht den Juden Baruch Spinoza so tief verehrt und den Juden Moses Mendelssohn zum Freunde gehabt hätte, er hätte doch einen Juden zum Helden nehmen müssen. Gesetzt auch, der Tempelherr habe Recht zu behaupten, daß es das Volk der Juden war, welches die „Menschenmäkelei" *zuerst* getrieben, wer hat *in der Folge* unter dieser Menschenmäkelei so viel gelitten, als der Jude? wem ist die Welt durch diese Menschenmäkelei so zur Hölle gemacht worden, wie dem Juden? zu einer um so furchtbareren Hölle, wenn er dabei an dem Glauben fest hielt, festzuhalten versuchte, daß sein Volk wirklich das auserwählte Volk des Herrn sei? Der Himmel der Abstraction, in dem sich die Fauste wiegen, bevor die reale Welt sie rauh aus ihrem Traume rüttelt, kann nicht herrlicher sein, als dieser Glaube; und wenn Faust, als ihn der Erdgeist in sein Nichts zurückgeschleudert, in die knirschende Klage ausbricht:

„Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
„Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
„Der, wie er sich im Staube nährend lebt,
„Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt; —"

wer wäre mehr im Stande, ihm diese Klage nachzufühlen, Wort für Wort und Buchstab für Buchstab, als der Jude, der aus dem Himmel seiner Gotterwähltheit geschleuderte, in alle Welt getriebene,

verspottete, verhöhnte, gemarterte, zum Scheiterhaufen geschleppte, und immer wieder dem Leben, das ihm eine Hölle ist, überantwortete Ahasver? Faust und Ahasver! Wie diese beiden tiefsinnigsten Gestalten der Volkssage so seltsam wahlverwandt sind! Der Eine kann nicht leben, weil er es seinem Hochmuth nicht abringen kann: nur ein Mensch unter Menschen zu sein; der Andere nicht sterben, weil er des Menschen Sohn von seiner Thür gestoßen und mit des Menschen Sohn die Liebe, die nicht hoffährtig ist und Alles duldet! Ihre hoffährtige, unduldsame, hochmüthige Lieblosigkeit — das ist eben ihre Unseligkeit. Nur die Liebe kann sie retten. Das „Ewig-Weibliche", das heißt: die Liebe ziehet den Faust hinan, hinauf in den Himmel. Nur die Liebe kann den Ahasver erlösen: Nathan ist der erlös'te Ahasver, der Ahasver, der sich selbst erlös't hat.

Nathan! Wer uns doch die Geschichte seiner Jugend erzählte! Ich habe mir immer gedacht, daß er armer Eltern Kind gewesen ist, daß die Menschen den armen feueraugigen, heißblütigen, genialen Judenknaben gestoßen und getreten haben nach ihres Herzens böser Lust, und daß er so heranwuchs zu einem scheuen, in sich gekehrten grüblerischen Jüngling, die Welt verachtend, wie er von ihr verachtet ward, und daß er sich endlich aus der verachteten Welt zurückzog in eine kleine, enge Häuslichkeit, an der Seite eines geliebten Weibes, inmitten der blühenden Kinder, die sie ihm geboren, glücklich zu sein — in seiner Weise. Da mag er dann gelebt haben Jahre lang, immer grübelnd, immer philosophirend, und mag auf dem besten Wege gewesen sein, ein Geizhals und verstockter Egoist zu werden, bis sein Tag von Damaskus kam.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun,
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage

Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem sie sich geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

[Klosterbruder.

Allgerechter!]

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

[Klosterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!]

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder!
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm'! übe, was Du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn Du nur willst.
Steh' auf!" — Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Ich will!

Das ist der einzig untrügliche Schlüssel zu dem großen Räthsel des Seins! Der kategorische Imperativ der Pflicht, vor dem alle faustischen himmelstürmenden Aspirationen, alle subtilen mephistophelischen Wenn und Aber in Nichts verschwinden wie die Nebel vor den Strahlen der Sonne!

Ich will!

Das ist der wahre Höllenzwang: der Zwang, der die Hölle zwingt nicht, sich zu öffnen, sondern zu schließen. — Hörst du es, Faust, was die Geister singen:

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt!

Willst du sie aufbauen? prächtiger wieder aufbauen? Nur ein Mittel giebt's: nur eins!

Es eifre Jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!

Und wenn du dein Gehirn noch so sehr abmarterst über dem furchtbaren Problem des Menschendaseins, du findest keine andere Antwort als die eine: daß des Menschen höchste und einzige Aufgabe eben die ist: ein Mensch zu sein.

So werden Faust und Nathan durch die Jahrtausende gehen. Millionen und aber Millionen werden mit Fausts gramesdüsteren Augen in das Dunkel des Menschenlebens starren, und von Nathans leuchtender Stirn die Antwort lesen.

Denn das ist ja eben das Wunderbare dieser beiden Gedichte und ihre geheimnißvoll-offenbare Wahlverwandtschaft, daß in dem einen der Grund der Menschheit so tief aufgewühlt ist, wie nirgend sonst, und in dem andern das große Geheimniß so einfach klar gelös't ist,

wie auch nirgend sonst. „Faust“ ist die Tragödie des Weltschmerzes, „Nathan“ das Hohe Lied der Versöhnung. „Faust“ ist das Chaos, „Nathan“ der Irisbogen, der sich — ein Zeichen trostreichster Verheißung — leuchtend über den Abgrund spannt.

Und hier, verehrte Anwesende, könnten wir unsere Betrachtungen schließen, aber, wenn es schon immer eine Pflicht der Pietät ist, über dem Kunstwerk nicht des Künstlers zu vergessen, so ist es in diesem Falle noch von einem ganz besonderen Interesse, und wäre es auch nur mit den wenigen Worten, die uns die kurz zugemessene Zeit erlaubt, der Dichter unserer Gedichte zu gedenken.

Wer schrieb die tragischste aller Tragödien?

Der Dichter, der sich selbst einmal, im Scherze halb und halb im Ernst, das Weltkind nannte, der heiter-prächtige Goethe mit der Apollostirn und den Jupiteraugen, der Mann, der, wenn einer je, ein Liebling der Götter genannt werden darf: ihr Auserwählter unter Millionen, den sie, wenn nicht auf Rosenbahnen immer, so doch stets mit gnädiger Hand den steilen Pfad hinauf zur Unsterblichkeit führten. Und dieser hochbeglückte Mensch trug sich sein ganzes Leben hindurch mit diesem schwermüthigen Stoff; es dauerte nicht weniger als dreißig Jahre, bis auch nur der erste Theil zu Stande kam.

Und wo und unter welchen Verhältnissen schrieb er ihn?

Lassen Sie mich nur ein paar Zeilen aus Lewes' Buch citiren! In Straßburg faßte er den Gedanken, seine eigenen geistigen Erlebnisse in die Form der alten Sage zu gießen . . . während seines Verhältnisses mit Lili entwarf er den Plan zur Geschichte Gretchens . . . auf seiner Schweizerreise brachte er die erste Begegnung mit

Mephisto zu Papier ... während der italienischen Reise sah er die früheren Aufzeichnungen wieder durch und schrieb die Hexenküche ... und so weiter!

Straßburg! Lili! die Schweiz! Italien! Sollte man es glauben! eine ganze Welt voll Sonnenschein thut sich uns auf, und durch diese sonnige Welt wandelt der Dichter und schreibt in dem Lichte vielgeliebter Augen, in dem Schatten der Pinien eines römischen Gartens die Tragödie des Weltschmerzes! Das scheint ein Räthsel und ist doch keins: Um das tiefste Weh schildern zu können, muß der Dichter die höchste Lust erfahren haben.

Und wer schrieb das, im schönsten Sinne des Wortes, heiterste aller Gedichte?

Der Mann, der schon Jahre vorher seinen Freunden die melancholische Versicherung geben konnte: „ich komme zu Niemand und Niemand kommt zu mir"; der Ritter ohne Furcht und Tadel, den seine Kraft und Kühnheit so weit voraus getragen hatten, daß keiner seiner Freunde ihm zu folgen im Stande war; der Bannerträger des Lichts, dessen Schriften zu verkaufen, ja auch nur zu lesen, das Dresdner Konsistorium bei fünfzig Thaler Strafe verboten hatte; der edle Hirsch, den die Pfaffenmeute bis an das Sterbebett der geliebten Frau umheulte.

Und wo schrieb er es?

In Wolfenbüttel, in den Wintermonaten von 1778 auf 79. Ich weiß nicht, ob damals so viel Schnee auf den Dächern und in den Straßen des Städtchens lag, als ich einst auf einer Pilgerfahrt, an einem Decembertage dorten fand; das möchte ich aber beschwören, daß es im besten Falle in jenen denkwürdigen Wintermonaten — ein sehr melancholischer Aufenthaltsort gewesen ist.

Großer, herrlicher Mann! Wandeltest du unter Palmen, während der Wintersturm durch die engen Gassen heulte und dir die Schneeflocken gegen dein niederes Fenster trieb? und ließest du deinen Al-Hafi nach dem Ganges pilgern, weil du selbst gefangen warst? und ließest du Saladin's Mamelucken so viel Geldsäcke herbeischleppen, weil du dir, um dein Gedicht überhaupt nur schreiben zu können, von einer mitleidigen Seele ein paar erbärmliche hundert Thaler hattest borgen müssen? und waren deine Verse so sonnig, weil es um dich her so dunkel? und ist dein Nathan so edel, so groß, so mild und gütig, weil du selbst so tief unglücklich warst?

Gewiß, gewiß! Denn um die höchste Seligkeit zu schildern, muß der Dichter das tiefste Weh erfahren haben.

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.
